

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserte werden die 5gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskarten 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Gefährdete gegen Geschorene.

Leipzig, 11. Mai.

In seiner Schrift: Die Politischen Gräber und die Korruption in Deutschland, die im Jahre 1878 erschien und den Gründungsschwund der siebziger Jahre unbarbarisch aufdeckte, sagte der verstorbene konservative Sozialpolitiker Dr. Rudolf Meyer, der Kulturkampf sei die spanische Wunde, hinter der sich die Gräber versteckt hätten, und diejenigen Blätter, die die eifrigste Bekämpfung für die Gründungen machten, zugleich am lautesten auf die Enthüllung des Schwindels gescholten und am heftigsten den Kulturkampf geschürt, das Volk durch antiklerikale Separatartikel beschäftigt und von der Fährte der Gräber abgelenkt hätten. Hinter dem „Kulturkampfe“ verbargen sich also sehr materielle Interessen. Als der Gründungsschwund seine höchste Blüte erreicht hatte und den Gründern die Aussicht auf das Gefängnis und Zuchthaus winkte, hielten es die parlamentarischen Gräber oder richtiger die parlamentarischen Geschäftsführer der Gräber für geraten, durch die Beendigung des Kulturkampfes das Centrum von der kriminellen Verfolgung der Gräber und Schwindler abzuhalten.

Wir haben an diese Thatsachen erinnert, um anzudeuten, daß man stets einen gewissen materiellen Hintergrund zu suchen hat, wenn irgendwo in „Kulturkampf“ gemacht wird. Dieser materielle Hintergrund wirkt vielleicht gerade dort am stärksten, wo er am wenigsten vermutet wird.

Gegenwärtig erregt sich die sächsische Presse über die angebliche Kommandierung evangelischer Soldaten und Kadetten zu katholischen Professionen. Die Sache, die den Lesern dieser Blätter bekannt ist, ist erledigt durch die amtliche Erklärung, daß die Soldaten nicht zur Profession kommandiert würden, sondern zum Hofdienst, wenn der König und dessen Familie an einem Gottesdienste teilnehmen. Diesem Vorkommnis messen wir weniger Bedeutung bei. Wer nichts dagegen einzuwenden hat, daß Soldaten zu irgend einer öffentlichen Hofaktion kommandiert werden, um Polizeidienste zu leisten, der darf auch nichts dagegen einwenden, wenn Soldaten aus gleichem Grunde zu einem katholischen Gottesdienste kommandiert werden. Das religiöse Gewissen dürfte nur in den allerersten Fällen bei den Soldaten so ausgeprägt und empfindlich sein, daß es an den katholischen Ceremonien Anstoß nähme, im Gegenteil dürfte bei manchem dadurch die Schaulust befreit werden. Aber die Diskussion über die angebliche Kommandierung von Soldaten zu katholischen Professionen soll uns doch Anlaß sein, einmal das Gezeir über das Wachstum des katholischen Einflusses im Lande und die daraus entspringenden „Gefahren“ für das evangelische Land einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Sachsen ist, was das Religionsbekenntnis der Volksmasse betrifft, ein evangelisches Land; seine Einwohner sind zu 95,6 Prozent Evangelische, zu 3,7 Prozent Katholiken und zu 0,26 Prozent Juden; der Rest sind Dissidenten. Im Gegensatz zu dem Lande ist der Hof streng katholisch. Gleichwohl ver-

weidet der Hof jeden noch so geringen Einfluß auf die evangelische Bevölkerung zu Gunsten des Katholizismus. Es ist aber auch natürlich, daß der Hof katholische Reaktionen nicht hindern kann, eben weil er keinen Einfluß in religiösen Fragen geltend macht. Um so auffälliger sind aber manche konfessionelle Erscheinungen, die die Protestanten schließen lassen, daß der Ultramontanismus in Sachsen im Vorwärtsdringen begriffen ist. Es sei nur an den Uebertritt des Prinzen Max von Sachsen zum Priesterthum erinnert. Erregte schon der Uebergang zum Priesterthum bei den Protestanten Aufsehen, so mußte das in noch höherem Maße der Fall sein, als der Prinz, nachdem er Priesterwürde erlangt, in der katholischen Hofkirche die Protestanten aufforderte, dem Katholizismus sich anzuschließen und der Fagnie Roms zu folgen. Weniger als dieser Wechsel der Laufbahn des ehemaligen Offiziers aus dem katholischen Königshaus wird die allmähliche, aber stetige Katholisierung des sächsischen Adels bemerkt. Diese Erscheinung ist aber doch recht beachtenswert. Angehörige des hohen Adels sind vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, so der Prinz Schönburg-Waldenburg und der Freiherr von Schönberg auf Thammehain bei Wurzen. Diese „Uebersiedelungswechsel“ waren in den meisten Fällen die Folge von Berechnungen mit katholischen adeligen Frauen, nur in den wenigsten Fällen ist der Wechsel des Glaubens aus inneren Gründen entsprungen oder wenigstens nicht die Folge eines äußeren Anlasses.

Neben diesen Uebertritten vollzieht sich noch auf andere Weise eine allmähliche Katholisierung des sächsischen Adels. Zahlreiche Adelige haben katholische Frauen geheiratet und sind die Verpflichtung eingegangen, die aus der Ehe entspringenden Kinder katholisch erziehen zu lassen. Von solchen Mischehen aus, den Kreisen des sächsischen Adels nennt das Neue Sächsische Kirchenblatt des freitbaren Superintendenten Meyer-Zwidau aus der letzten Zeit die Familien von Weyßsch, von Koszoth und von der Planitz, die alle eingegangen sind mit der Verpflichtung katholischer Kindererziehung.

In letzter Zeit hat auch der bekannte — allerdings nicht wegen seines alten Adels bekannte von Frege-Abtinandorf, der Vizepräsident des Reichstags, der stolze Briefadels „Junke“, durch eine solche Mischehe von sich reden gemacht. Seine nunmehrige Gattin ist eine geborene von Plato und war bisher Hofdame der Prinzessin Johann Georg von Sachsen. Die Trauung ist, so behauptet das erwähnte Kirchenblatt, in der Heimat der streng katholischen Braut und wahrscheinlich auch katholisch erfolgt und also auch mit der Verpflichtung katholischer Kindererziehung. Diese Verhältnisse führen nicht selten zu unerquicklichen Streitigkeiten. So führt z. B. der erwähnte Freiherr v. Schönberg auf Thammehain seit mehr als zwei Jahren einen Prozeß gegen die Kirchengemeinde um das Recht der Mitbenutzung der sogenannten Hofkirche auf dem Rittergute, in der seit 350 Jahren ausschließlich evangelischer Gottesdienst abgehalten worden ist, zum römisch-katholischen Gottesdienste. Diese allmähliche oder „schleichende“ Katholisierung des

sächsischen Adels, wie das Meyersche Kirchenblatt sagt, ist aber eine natürliche Erscheinung. Sie erklärt sich einfach aus der katholischen Gesinnung des Hofes. Die nähere Umgebung des Hofes ist natürlich ebenfalls katholisch, und der Adel ist selbstverständlich stolz, in diese Umgebung, die den höchsten Adel repräsentiert, hineinzuhören. Für das Bestreben, den Familien höheren Glanz zu verleihen, ist der Fall des „Junkers“ Frege charakteristisch. Gewissensbeschwerden erregt ja in den Kreisen des Adels der Konfessions- oder Religionswechsel um so weniger, je höher der Konvertit steht. In sächsischen Kreisen ist ja der Vaterlands- und Religionswechsel im Falle einer Berechnung oder bei einem Thronwechsel etwas ganz Selbstverständliches.

Die sächsischen Protestanten nehmen dieses Vordringen des Katholizismus mit Schrecken wahr. Und doch kann nicht geleugnet werden, daß der Katholizismus sehr gut zu unseren sächsischen Verhältnissen paßt. Das Ideal der katholischen Kirche ist die mittelalterlich-feudale Wirtschaftsordnung, die Herrschaft des der Kirche gehorchenden Adels und die politische und wirtschaftliche Unfreiheit des Volkes, die Hörigkeit. Das ist auch das Ideal unserer Junker, der adeligen wie der nobilitierten à la Frege, und diesem Ideal steuern sie mit allen Kräften zu, allerdings ohne vom Ziele zu kommen, denn rückwärts geht die Entwicklung nicht. Aber das mögliche ist erreicht. Die Junker üben im Lande die Herrschaft aus und das Volk wird in seinen Kulturbestrebungen in jeder Beziehung gehemmt und gehindert. Nicht muß es sein, wo der Katholizismus herrscht, und die Nacht möchten die Junker auch am liebsten über das Volk herabsehen.

Wenn aber die Protestanten über die „katholische Gefahr“ wehklagen, so berührt dies das Volk nicht. Die Geistesfreiheit des Protestantismus reicht nicht weiter, als die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft gehen. Und die bürgerliche Gesellschaft ist heute so reaktionär wie der Feudalismus. Dem Volke gegenüber ist der Protestantismus, diese Religion der „modernen“ Gesellschaft, so reaktionär wie der Katholizismus. In Beziehung auf die geistige Emanzipation ist zwischen beiden nur ein Unterschied des Grades. Im Volke findet deshalb auch der konfessionelle Haber wenig Nahrung. In einer Volensit gegen das Neue sächsische Kirchenblatt sagte kürzlich einmal die Kölnische Volkszeitung, jenes Blatt werde fortfahren zu klagen über die katholischen Bedrückungen. „Mittelweise werden die Glieder dieser Kirche scharenweise zwar nicht katholisch, aber sozialdemokratisch.“ Und damit hat die Volkszeitung recht. Im Volke gewinnt der Katholizismus keinen Boden, um so mehr aber der Sozialismus. Dieser verbürgt nicht nur politische und wirtschaftliche Freiheit, sondern auch die wahre Geistesfreiheit, die alle theologischen Angereimtheiten beseitigt, aber doch die religiösen Empfindungen des einzelnen nicht antastet.

So ist das Vordringen des Katholizismus im Adel in jeder Beziehung eine natürliche Erscheinung, aber eine Gefahr bildet dieses Vordringen nur für den ebenso reaktionären Protestantismus, nicht aber für den Kulturfortschritt.

Seuilleton.

47]

Stabsdruck verboten.

Ein Menschenleben.

Von Guy de Maupassant.

Johanna entdeckte eine Menge Kleinigkeiten, die sie früher geliebt und die, ohne daß sie es bemerkt, verschwunden waren; vieles, das sie in den Händen gehabt, die alten, kleinen, unbedeutenden Gegenstände, die fünfzehn Jahre sich bei ihr herumgetrieben hatten, die sie täglich gesehen, ohne sie zu bemerken, und die nun plötzlich, als sie sie hier oben auf dem Boden wieder fand, neben noch älteren, deren Standort aus der ersten Zeit, als sie ins Schloß gekommen, sie sich noch deutlich erinnerte, plötzlich die Wichtigkeit vergebener Zeugen, wiedergefundener Freunde annahm. Sie machten ihr den Eindruck wie jene alten Leute, mit denen man lange verkehrt hat, obgleich sie sich nie bemerkbar gemacht, und die nun plötzlich eines Abends um eine Kleinigkeit anfangen, endlos zu schwätzen, ihre ganze Seele bloßzulegen, von deren Dasein man nie etwas gemerkt.

Von einem ging sie zum anderen, und jedesmal packte es sie, und sie sagte sich:

„Da, diese chinesische Tasse habe ich ja eines Abends ein paar Tage vor der Hochzeit kaputt gemacht! — Und da die kleine Laterne von Nutting und der Spazierstock von Papagen, den er zerbrach, als er die Verandathür aufmachen wollte, die vom Regen verquollen war.“

Da gab es auch eine Menge Dinge, die sie gar nicht

kannte, die ihr keine Erinnerung ins Gedächtnis führten, die wohl von den Großeltern oder Urgroßeltern stammen mochten, verstaubte Gegenstände, die wie verloren aussahen, in einer Zeit, die nicht die ihre war und die traurig zu sein schienen, daß sie verlassen waren. Deren Geschichte niemand kannte, und von denen niemand wußte, was mit ihnen geschehen, weil niemand die gesehen, die sie ausgefacht und geliebt hatten, niemand die Hand gefaßt, die sich ihrer bedient und die Augen, die mit Vergnügen auf ihnen ruhten.

Johanna wendete sie um und um, und machte mit dem Finger Spuren in den angeammelten Staub, und dort in dem alten Gerümpel verweilte sie, in dem fahlen Licht, das durch ein paar kleine eingefachte Scheiben im Dach fiel.

Ganz genau untersuchte sie Stühle mit nur noch drei Beinen und wollte entdecken, ob sie keine Erinnerung wahrriefen. Da war eine kupferne Wärmflasche, ein verbeulter Fußwärmer, den sie zu erkennen glaubte, und eine Menge außer Dienst gestellten Hausrats.

Dann machte sie einen Haufen von den Gegenständen, die sie mitnehmen wollte, ging wieder hinunter und schickte Rosalie hinauf. Rosalie war empört und weigerte sich, „diesen Dreck“ herunterzuholen und mitzuschleppen.

Aber Johanna, die doch sonst gar keinen Willen mehr hatte, blieb diesmal fest, und sie mußte gehorchen.

Eines Morgens fuhr der junge Denis Becq, Julius' Sohn, mit dem Wagen vor, um die ersten Sachen abzuholen. Rosalie begleitete ihn, das Anklagen zu überwachen und die Möbel dorthin zu stellen, wohin sie kommen sollten.

Johanna war allein geblieben. Sie irrte nun durch die Zimmer des Schlosses in grenzenloser Verzweiflung, sie umarmte in übertriebener Zärtlichkeit alles, was sie nicht mit sich nehmen konnte: die großen, weißen Vögel an den

Wänden des Salons, die alten Bücher, alles was sie auf ihrem Rundgange traf; aus einem Zimmer lief sie ins andere, Thränen in den Augen und Verzweiflung im Herzen.

Dann eilte sie hinaus, um dem Meer Lebewohl zu sagen.

Es war Ende September, die grauen Wolken hingen tief herab und schienen auf der Erde zu rasten.

So weit das Auge blickte, erstreckten sich die grauen Nebelklüften. Am Klippenrande blieb sie lange stehen, qualende Gedanken im Hirn.

Als es dann Nacht ward, ging sie wieder hinein, und an diesem Tage hatte sie so viel gelitten, wie nur je in ihren tiefsten Qualen.

Rosalie war heimgekommen und erwartete sie. Sie war sehr zufrieden mit dem neuen Haus und behauptete, es sei viel heiterer als dieser Riesentasten, der nicht einmal an einer Straße stünde.

Johanna weinte den ganzen Abend.

Die Pächtersleute nahmen, seit sie wußten, daß das Schloß verkauft war, nur noch so weit Rücksicht, als nötig war. Sie nannten sie unter sich „die Tolle“, ohne recht zu wissen warum; wahrscheinlich weil sie, in ihrem Baierninstincte, ihre krankhafte, sich immer steigende Sentimentalität, ihre exaltierten Träume, die gleichwie eine Störung ihre arme, durch Unglück getroffene Seele durchzogen, ahnten und doch nicht verstehen konnten.

Am Tage vor ihrer Abreise kam sie zufällig in den Stall, ein Knurren ließ sie zusammenschrecken. Es war Maffacre, an den sie seit Monaten kaum mehr gedacht hatte. Blind und gelähmt, zu einem Alter gelangt, das ein Hund sonst kaum erreicht, vegetierte er noch auf seinem Strohlaar dahin, von Adwine gepflegt, die ihn nie vergaß.